

**ANNABELLE
HIRSCH
DIE DINGE.
EINE
GESCHICHTE
DER FRAUEN
IN 100
OBJEKTEN**

eBOOK
KEIN&ABER

INHALT

- » [Über die Autorin](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» www.keinundaber.ch



ANNABELLE HIRSCH

ÜBER DIE AUTORIN

Annabelle Hirsch, 1986 geboren, hat deutsche und französische Wurzeln. In München und Paris studierte sie Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft und Philosophie. Sie arbeitet als freie Journalistin für *FAS/FAZ*, *Taz*, *Zeit Online* und diverse Magazine, schreibt Kurzgeschichten und ist literarische Übersetzerin aus dem Französischen. Sie lebt in Rom und Berlin.

ÜBER DAS BUCH

»Ein fantastisches Kuriositätenkabinett, das die Rolle der Frauen in der Geschichte neu denkt. Lehrreich, witzig: ein Vergnügen!«

LEÏLA SLIMANI

»So ein sprudelnder Quell feministischer Geschichte hat in meinem Regal gefehlt! Die Inspiration, die dieses Buch schenkt, ist magisch, doch vor allem zeigt es: Wir waren schon immer da!«

MARIA-CHRISTINA PIWOWARSKI

»Ich liebe dieses Buch. Aufrüttelnd und provokativ, detailreich und sorgfältig recherchiert, erzählt Annabelle Hirsch eine neue feministische Geschichte der Welt.«

LAUREN ELKIN

ANNABELLE HIRSCH

**Die Dinge.
Eine Geschichte
der Frauen in
100 Objekten**



eBOOK
KEIN&ABER

EINLEITUNG

Als ich vor ein paar Jahren einmal das Haus der Schriftstellerin Karen Blixen an der dänischen Küste besuchte, stellte ich zu meinem eigenen Erstaunen fest, dass das, was mich faszinierte, weniger der Ort an sich war, nicht ihr Schreibtisch oder die von ihr gemalten Bilder an den Wänden, sondern ein vermeintlich belangloses Detail: die etlichen Kupfertöpfe, die sich in ihrer Küche in einer Ecke stapelten. Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese kleine, schmale Frau damit herumhantiert hatte, wie sie sich dabei gefühlt, an was sie gedacht hatte. Konnte sie überhaupt kochen? Waren das ihre Töpfe oder die ihrer Angestellten? Was, so fragte ich mich, sagten diese Kochutensilien über die Autorin von *Babettes Fest* aus? Sagten sie überhaupt etwas aus, über sie, ihren Alltag, über das Dasein als Frau, als Dänin, Europäerin ihrer Zeit? Töpfe und ähnliche Gegenstände sind das Gegenteil von Monumenten. Sie gedenken keiner gewonnenen Schlacht und auch keiner Revolution, sie weisen nicht auf Verträge oder andere eindeutig gesellschaftsverändernde Umbrüche hin, man kann sie selten mit einem bestimmten Datum verknüpfen, nicht sagen: Ab diesem Tag wurde alles anders. Sie gehören nicht zur sogenannten großen Geschichte, sondern zum intimen Bereich. Dem Leisen, dem Übersehenen. Jenem Bereich, der lange als weiblich und somit als unwichtig galt. Zu Beginn der Recherche für dieses Buch machte ich einmal eine interessante Erfahrung: Ich saß bei einem Abendessen und berichtete von meinem damals noch ganz frischen Vorhaben, eine Geschichte der Frauen über Objekte zu erzählen. Was könnte das sein, fragte eine Frau damals neugierig, was für ein Objekt wäre das zum Beispiel? Doch bevor ich überhaupt hatte antworten

können, bevor ich hatte erklären können, dass es Objekte sein sollten, die vom Alltag der Frauen erzählen, von kleinen und großen Momenten. Objekte, die mit Themen verbunden sind, die Frauen tangieren, Körper, Sex, Liebe, Arbeit, Kunst, Politik. Gegenstände, die von Bewegungen zeugen, die sie anzettelten, von all den Mythen, in die man Frauen seit jeher zu zwängen versuchte. Die etwas darüber sagten, wie sie damit umgingen, sich frei machten, kämpften, manchmal laut, manchmal leise. Wie sie schon immer Wege fanden oder zumindest suchten, um sie selbst zu sein. Dass manche Dinge natürlich auch auf eine spezielle Frau und ihren Einfluss hinweisen würden, aber nicht nur. Weil es nicht die Geschichte der »hundert coolen Frauen der Vergangenheit«, sondern eine Wunderkammer sein sollte, die zeigt, wie reich und vielfältig, wie komplex und non-linear ihre Geschichte ist ... Noch bevor ich all das hatte sagen können, prustete ein älterer Herr ganz laut: »Frauen und Objekte? Aber Frauen sind doch Objekte!« Der Satz ist dumm, sehr plump und wenig lustig, aber er weist auf etwas hin: Darauf, dass die Geschichte oft so erzählt wurde, als sei diese Bemerkung wahr. Als seien Frauen darin wirklich die meiste Zeit lang nicht viel einflussreicher und bedeutender gewesen als eine Vase, die man zur Ausschmückung in eine Ecke stellte und manchmal mit etwas (einem Baby) füllte. Selbst heute, wo inspirierende Frauenfiguren und Frauengeschichte aus dem Sumpf des Vergessens gezogen werden, klingt es manchmal so, als seien handelnde, denkende, kämpfende, erzählende, sich und ihren Platz in der Welt austarierende Frauen irgendwie neu. Als hätten die vor uns bis auf ein paar nennenswerte Ausnahmen geschlafen, zugeschaut. Als sei ihre Geschichte in großen Teilen die von passiven Opfern. Nichts davon stimmt. Nichts davon hat je gestimmt. Zumindest nicht so, wie wir es meist erzählen. Frauen waren immer da und haben immer etwas beigetragen. Die Objekte, mit denen man sie gerne verwechselte und mit denen sie sich ihre Räume teilten, den intimen, aber auch den öffentlichen, zeugen davon: Von dieser zu lange übersehenen und als unwichtig, nebensächlich, belanglos ignorierten Seite der Geschichte. Diese Gegenstände verweisen nicht auf die trommelnde große

Geschichte, zumindest nicht immer, sondern mehr auf Details, Anekdoten, Dingen, die erst in der Dauer, durch Beharrlichkeit an Bedeutung gewannen. Sie erzählen die Welt anders. Manche von ihnen verweisen auf größere Zusammenhänge, manche spielten zu einem bestimmten Moment eine Rolle, andere sprechen mehr für eine Tendenz, wieder andere von einer Frau, die für mich nicht fehlen durfte. Denn: Die Auswahl dieser Dinge ist absolut subjektiv. Es ist nicht die einer Historikerin, sondern die einer Frau, die Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zwischen Frankreich und Deutschland aufgewachsen ist, und Frauen, ihre Geschichten und ihre Gegenstände liebt. Die einer Frau, die ein Faible für das Unwichtige und Anekdotische hat und geistig gerne in der Vergangenheit herumspaziert. Der Fokus liegt auf der Geschichte der Frauen des Westens, nicht aus Desinteresse am Rest der Welt, sondern im Gegenteil, weil es mir unehrlich erschienen wäre, mich mit diesem intuitiven und subjektiven Ansatz an Kulturkreise heranzuwagen, die mir zu fremd sind, als dass ich ihnen gerecht werden könnte. *Die Dinge* möchte durch die Vergangenheit führen wie durch einen Flur, in dem ich mal hier, mal da eine Tür öffne, ein Stück aus dem Regal ziehe, um einen Aspekt auszuleuchten oder eine Story zu erzählen. Es sind hundert Objekte, aber es hätten genauso gut zweihundert, dreihundert, tausend sein können, sich zu beschränken war schwer. Weil die Geschichte der Frauen und ihrer Dinge unglaublich reich ist, viel reicher, als man denkt. Sie ist vielfältig, manchmal traurig und oft wahnsinnig amüsan. Manchmal möchte man jubeln, weil es so schön ist, zu sehen, wie stark und einfallsreich und gewieft Frauen schon immer waren, wie nah uns selbst die fernsten Verwandten sind, wie ähnlich ihre Gedanken, Fragen und Bestrebungen trotz aller Unterschiede waren. Diese Geschichte der Frauen ist weder vollständig noch abschließend und möchte das auch nicht sein. Sie will vor allem Lust darauf machen, weiterzugraben, Dinge aus dem Regal der Geschichte hervorzuholen, nach Details, Anekdoten, all den angeblichen Nebensächlichkeiten zu suchen und sinnliche Verbindungen zu finden, zur noch viel zu unbekanntem Welt der Frauen der Vergangenheit.



VERHEILTER

OBERSCHENKELKNOCHEN

CA. 30000 V. CHR.

Es ist schon einige Jahrzehnte her, da wurde die amerikanische Anthropologin Margaret Mead einmal während eines Vortrags an einer Universität gefragt, welcher Gegenstand ihrer Meinung nach als erstes Anzeichen unserer Zivilisation gewertet werden kann. Der Student hatte wahrscheinlich erwartet, dass sie über einen Tontopf oder eine Speerspitze, vielleicht auch über irgendeine Form von technischer Errungenschaft, irgendetwas Handfestes spricht, doch Mead antwortete nach kurzem Überlegen kryptisch: »Ein verheiltes Knochen.« Wenn ein Tier sich in der Natur etwas breche, so ihre Argumentation, dann wären seine Überlebenschancen gleich null. Es dauere mehrere Wochen, bis so eine Fraktur wieder zusammenwachsen, in dieser Zeit könne es sich weder zu einer Wasserquelle bewegen noch jagen, es würde also verhungern, verdursten oder anderen Tieren zum Opfer fallen. Knochenfunde, die beweisen, dass ein Mensch viele Jahrtausende vor Christus mit einem gebrochenen Oberschenkelknochen überlebt hatte, sprechen dafür, dass jemand da gewesen war, um sich dieser Person anzunehmen. Jemand, der ihr zu essen und zu trinken brachte, der bei ihr blieb und ihr somit die Möglichkeit gab, in Ruhe gesund zu werden. Das erste Anzeichen unserer Zivilisation seien demnach keine Waffen oder sonstige Erfindungen, sondern unsere Fähigkeit, uns nicht mehr nur um uns selbst, sondern auch um andere zu sorgen: »We are at our best when we serve others«, meinte Mead und schloss mit dem Aufruf: »Be civilized.«

Wenn wir heute an die Steinzeit denken, dann haben wir meist die Bilder aus unseren Grundschulbüchern im Kopf: Auf der einen Seite sieht man ein verhuschtes Wesen, das lethargisch in lumpigen Klamotten neben einer Schar von Kindern hockt: die Frau. Auf der anderen sieht man ein haariges Etwas, das nicht sitzt, sondern steht, nicht drinnen in der dunklen Grotte, sondern draußen in der Wildnis, nicht resigniert, sondern agierend. Applaus für: den Mann. Er hält siegreich einen Speer in die Luft, vor ihm bäumt sich ein haushohes Tier auf, sagen wir, ein Mammut, doch er, der Mann, kennt keine Angst, er erlegt den Koloss und trägt ihn zu seiner dankbaren Familie heim. Das Bild suggeriert: Es war schon immer der Mann, der die Menschheit mit seinem Eroberungsgeist nach vorne brachte, die Frau war »nur« zum Kinderproduzieren da, ansonsten aber eher nutzlos. Denn: Für das Jagen braucht man Mut, für das Kinderumsorgen, na ja, Sie wissen schon: nichts. Nun liegt diesem bis heute durch die Köpfe geisternden und vieles legitimierenden Bild ein ganz grundsätzliches Problem zugrunde: Nichts sagt, dass die Lebensrealität der Steinzeitmenschen tatsächlich so aussah.

So wie die meisten Bilder, die unsere kollektive Vorstellung von Geschichte prägen, wurde auch dieses von Männern entworfen, in diesem Fall zu einer Zeit, also im 19. Jahrhundert, in der die bürgerliche Ehe und die damit einhergehenden geschlechtlichen Rollenverteilungen zur Norm und die diskrete Hausfrau zum neuen Frauenideal wurde. Die ersten Archäologen und Anthropologen betrachteten ihre damaligen Funde durch den Filter ihrer eigenen, eher frauenfeindlich eingestellten Epoche und übertrugen sowohl das Geschlechterverhältnis als auch die Wertekategorien der Zeit (Also: Jagen: toll; Umsorgen: na ja) mehr oder weniger unhinterfragt auf die Prähistorie. Mit ihren Interpretationen untermauerten sie, was damals ohnehin alle dachten und nur zu gerne durch die Wissenschaft bestätigt sahen: nämlich, dass der Frau schon immer, also »naturegegeben« die untergeordnete Rolle zukam und sie von Beginn an niedlich, aber verwirrt danebensaß, während der Mann die Evolution im Alleingang stemmte. Nur gibt es eben keine handfesten

Beweise dafür. Zum einen weisen Funde darauf hin, dass die geschlechtliche Rollenverteilung weniger starr war, als manche behaupten wollen, auch Frauen gingen ab und zu zur Jagd. Zum anderen scheint es unwahrscheinlich, dass die Menschen damals, zu einer Zeit, zu der »nicht sterben« an erster Stelle der Tagesordnung stand, den Luxus genossen, der einer Hälfte ihrer Gesellschaft das Gefühl zu geben, dass sie wertlos und nebensächlich sei. Schließlich brauchte man im Kampf ums Überleben jeden motivierten Teilnehmer und jede Teilnehmerin. Man kann sogar annehmen, dass die Steinzeitmänner (im Gegensatz zu ihren existenziell weniger bedrohten Brüdern des späten 19. Jahrhunderts) wussten, dass man in der Evolution mit Jagen und Erobern allein nicht besonders weit kommt und das Umsorgen im Leben der Gemeinschaft eine zentrale Rolle spielt. Wie auch die sogenannte »Theorie der Großmutter« seit einiger Zeit zu beweisen versucht.

Diese besagt, ganz ähnlich wie einst Mead, dass die Tatsache, dass wir uns um andere kümmern, uns als Spezies erst stark gemacht hat. Der Gedankengang geht so: Neben dem Wal ist die Frau das einzige Säugetier, das eine Menopause erlebt, also das einzige, das weiterlebt, obwohl es keine Kinder mehr zeugen kann. Da wir seit Darwin wissen, dass wenige Dinge einfach so passieren, sondern meist einem evolutionsbiologischen Zweck folgen, fragten sich die Wissenschaftler: Warum hat sich die Menopause beim Menschen durchgesetzt? Womöglich, so die Antwort, weil die Großmutter, also die Frau, die sich nicht mehr fortpflanzt, ihre Tochter in der Kindererziehung unterstützte und damit dafür sorgte, dass diese mehr Kinder in die Welt setzen und dabei trotzdem noch am Leben der Gruppe teilnehmen konnte. Darüber hinaus trug sie dazu bei, dass ein größerer Teil der Nachkommenschaft das Erwachsenenalter erreichen und sich seinerseits fortpflanzen konnte. Natürlich wird dieser arterhaltende Beitrag der älteren Frauen den Menschen von damals nicht explizit bewusst gewesen sein, trotzdem kann man sich durchaus vorstellen, dass unsere Vorfahren vor dem Zeitalter der Sesshaftigkeit und der Landwirtschaft, vor dem Besitz und den damit einhergehenden Macht-

und Unterdrückungsstrukturen in einer egalitäreren und geschlechtlich weniger gespaltenen Gesellschaft lebten. Weil sie instinktiv wussten, dass sie jedes Element in gleichem Maße brauchten: Junge Männer, die mit Speeren wedelten, junge Frauen, die Kinder bekamen und bei der Jagd die Fährten legten. Und Großmütter, die Kinder aufzogen und geduldig neben den Verletzten warteten, bis ihre Knochen wieder verheilten.



HÖHLENMALEREIEN

CA. 20000 JAHRE V. CHR.

Seit Jahrhunderten gilt in unseren Kulturkreisen die Annahme, ein Genie, vor allem ein künstlerisches, sei von Natur aus männlich. Frauen können Künstlerinnen sein, ja, doch auch wenn alle paar Jahrzehnte oder Jahrhunderte eine Frau auftauchte, die Visionen hatte und wirklich etwas konnte, galt sie als solche immer als Ausnahme und wurde, auch wenn sie zu Lebzeiten Erfolg hatte, nach ihrem Tod meist aus der Geschichte rausradiert. Seit einigen Jahren entdecken wir viele dieser vergessenen Künstlerinnen neu und stellen sie in Gruppenausstellungen mit dem Prädikat »Frauen« aus, so als sei ihr Frausein für ihre Kunst zwangsläufig wichtiger als das Mannsein für ihre Kollegen. Manchen spricht man vielleicht sogar mehr Talent zu, als sie wirklich hatten, so als müsse man etwas beweisen, an das man selbst noch nicht ganz zu glauben wagt: nämlich, dass Frauen nicht seltener von der sogenannten Muse geküsst werden als Männer, dass Kunst nicht im Normalfall männlich und in Ausnahmefällen weiblich ist und Inspiration und künstlerische Potenz wenig mit Testosteron zu tun haben.

Einer der Gründe für diese unerschämte hartnäckig verankerte Vorstellung liegt wahrscheinlich ganz am Anfang, am Ursprung unserer Kunstgeschichte, also dem Bild, das wir uns von den allerersten Künstlern, den Höhlenmalern, machen. Die meisten der im 19. und 20. Jahrhundert entdeckten Höhlenfresken stellen groteske Frauenkörper dar, oder noch häufiger große Tiere: Bisons, Mammuts, Pferde in Jagdszenen. Nun ging man ja bisher davon aus, dass Frauen nicht an der Jagd teilnahmen, höchstens Beeren und Nüsse sammelten und ansonsten zu Hause mit den Kindern rumsaßen, was automatisch zu der Annahme

führte, dass diese frühen Kunstwerke von Männern gemalt worden seien. Wie hätten Frauen das kämpferische Erlebnis in der Wildnis wiedergeben können, wenn sie nie dabei gewesen waren? Die These scheint legitim, nur: War es denn so? Wie schon bemerkt, fiel es den frühen Wissenschaftlern offenbar sehr schwer, sich vorzustellen, dass die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern einmal ganz anders war als zu ihrer eigenen Zeit, was sie zu einigen Fehleinschätzungen führte: So fand man zum Beispiel in den letzten Jahren anhand neuer Technologien heraus, dass viele einst als »Steinzeit-Mann« ausgelegte und für ihre vermeintliche Kraft bewunderte Skelette in Wahrheit die Knochen einer »Steinzeit-Frau« waren. Frauen waren wohl lange fast ebenso groß und robust gebaut wie ihre Männer, was zum einen bedeutet, dass sie ähnlich gut ernährt wurden, also einen halbwegs ebenbürtigen Stand in der Gesellschaft genossen, vor allem aber auch, dass sie wahrscheinlich sehr wohl an der Jagd teilnahmen. Sie legten Fährten, dienten als Lockvögel (wie nett), eventuell trugen sie sogar das Fleisch zur Gruppe heim. Jagen war, anders als man es gerne behauptet und bis heute zelebriert, kein reiner Boys-Club. Frauen hatten bei der Jagd ihren Platz, spielten eine Rolle und waren somit durchaus in der Lage, das Gesehene in einer künstlerischen Vision zu sublimieren. Trotzdem schien die Möglichkeit, dass Frauen nicht nur Praktisches im Sinn hatten, sondern ebenso wie die Männer den Drang empfanden, sich und ihren Blick auf die Welt mitzuteilen, lange Zeit ausgeschlossen. Oder besser gesagt: Die These stand einfach nie im Raum.

Bis der amerikanische Forscher Dean Snow der Pennsylvania State University eines Nachmittags vor etwa zehn Jahren einen Bildband über die südfranzösische Pech Merle-Grotte aus seinem Regal zog und sich wunderte. Am Tag zuvor war er auf die Studien eines britischen Biologen, eines gewissen John Manning, gestoßen, der herausgefunden hatte, dass die Hände von Männern und Frauen sich durch das proportionale Verhältnis der Finger zueinander unterscheiden: Bei Frauen seien Zeige- und Ringfinger meist identisch lang, bei Männern wiederum sei der

Ringfinger oft länger. Als Snow also da saß und sein Pech-Merle-Buch aufklappte, stieß er auf der ersten Seite auf diese Abbildung der an die Wand gesprühten Umrisse einer Hand und dachte: Da stimmt doch was nicht! In den vergangenen hundert Jahren wurden mehrere Hundert solcher Abdrücke in Grotten und Höhlen gefunden, in Argentinien, in Afrika, in Australien, die meisten befinden sich in Europa und sind zwischen zwölf- und vierzigtausend Jahre alt. Die Menschen der Steinzeit sprühten diese wohl mit einer Art früher Air-Brush-Technik an die Wand: Sie legten die Hand auf, nahmen ein Schilfröhrchen oder einen hohlen Vogelknochen, füllten ihn mit roten Pigmenten (die erste Farbe, die wir herzustellen vermochten) und bliesen hinein, bis sich der Umriss der Finger abzeichnete. Warum man das tat, ist nicht ganz klar, man nimmt an, es sei so etwas wie eine Signatur, eine Unterschrift gewesen. Im Sinne von: Ich war hier. Ich habe das gemalt.

Je mehr Abbildungen Snow betrachtete, umso eindeutiger schien ihm, dass die gängige Zuweisung dieser Hände nicht stimmen konnte. Die meisten sahen der Finger-Theorie zufolge einfach nicht nach Mann aus, also entwickelte er einen speziellen Algorithmus, um der Sache nachzugehen. Seine jüngsten Studien der El-Castilo-Grotte in Spanien und der französischen Gargas- und Pech-Merle-Höhlen ergaben, dass fünfundsiebzig Prozent der dort vertretenen Handabdrücke von Frauen sind. Nun ist seine These ebenso berühmt wie umstritten. Einige glauben nicht daran, andere sind überzeugt und gehen sogar über den Kunstaspekt hinaus. Sie denken, die Abdrücke seien nicht einfach so dort hingemalt worden, kein *l'art pour l'art*, und auch keine Signaturen, sondern Spuren einer rituellen Handlung. In den Höhlen, so die These, verliere man nach kürzester Zeit jeglichen sensorischen Anhaltspunkt und drifte wegen des Sauerstoffmangels in eine Art Trance ab, die Malerei und die Hände seien in diesem Sinne weniger Kunst als vielmehr Teil eines schamanischen Ritus. Was wiederum bedeuten würde, dass die Frauen Schamaninnen waren. Ob das nun stimmt oder nicht, bleibt unklar. Ebenso wie die vermeintlichen Frauenhände an den Wänden nicht

automatisch beweisen, dass auch die danebenliegenden Tierbilder von Frauen sind. Es sich zumindest einmal als Möglichkeit durch den Kopf gehen zu lassen, würde sich allerdings schon lohnen. Denn, wer weiß, vielleicht waren die allerersten Künstlergenies unserer Geschichte Frauen.



HATSCHEPSUT-STATUE

1479–1458 V. CHR.

In fast allen Biografien berühmter und mächtiger Frauen steht irgendwo am Anfang folgende Szene: Der Vater (oder die Oma) setzt sich mit dem Mädchen hin, sagt, sie sei so klug, so mutig, so gewitzt und toll, und stöhnt verzweifelt: »Warum bist du nicht als Mann geboren?« In einigen Fällen hockt noch ein dümmlicher Bruder daneben, was die Verzweiflung nur noch verschärft: Warum wurde der wache Geist in der Nachkommenschaft an den falschen Körper vergeben? Wie konnte der Natur ein solcher Fehler unterlaufen?

In etwa so war es auch im Falle der hier dargestellten ägyptischen Königin Hatschepsut: Um 1500 vor Christus als Tochter des Pharao Thutmosis I. geboren, wies sie offenbar schon als kleines Mädchen besondere intellektuelle Fähigkeiten auf, was ihren Vater ebenso begeisterte wie es ihn grämte, denn sein Thron war seinem wenig wachen Sohn, ihrem Halbbruder, versprochen. In der Hoffnung, dem Taugenichts eine gute Beraterin zur Seite zu stellen, wies er Hatschepsut diesem Bruder als Braut zu. Sie war zwölf Jahre alt, als sie als Ehefrau von Thutmosis II. Königin wurde, und kaum älter, als sie als Regentin einsprang. Ihr Mann war kurz nach seiner Krönung verstorben, und sein einziger Sohn, das Kind einer Konkubine, war zu jung, um zu regieren, also stieg erst einmal unsere Heldin auf den Thron. Bis hierhin ist alles normal, die Ägypterinnen hatten in der antiken Welt einen ungewöhnlichen Stand. Zwar war die Gesellschaft der Nil-Zivilisation ebenso von Männern dominiert wie alle anderen auch, nur genossen die Frauen (zumindest die der Oberschicht) verhältnismäßig viele Freiheiten. Im Gegensatz zu den Griechinnen konnten sie sich uneingeschränkt

bewegen, waren gebildet, durften an Festen teilnehmen, singen und tanzen. Vor allem aber konnten sie stellvertretend regieren, wenn der Sohn oder Ehemann abwesend oder dazu nicht in der Lage war. Nur beließ Hatschepsut es nicht dabei: Als ihr Schwiegersohn alt genug gewesen wäre, um seinen Platz einzunehmen, gelang es ihr irgendwie, sich selbst zum Pharao zu ernennen und den jungen Mann auf später zu vertrösten. Zwanzig Jahre lag die Macht fest in ihrer Hand, erstaunlicherweise ganz ohne Thutmosis III. töten lassen zu müssen.

Es hat in der langen Geschichte Ägyptens viele Königinnen gegeben, Nofrusobek, Nofretete, Tausret, viele davon waren einflussreich und mächtig. Doch es gab nur wenige weibliche Pharaos, Hatschepsut war der wichtigste von ihnen: Unter ihrer Herrschaft erlebte Ägypten eine Zeit des Friedens und des Wohlstands, die Kunst wurde gefördert, einige der schönsten Bauwerke, etwa die Tempelanlage Deir el-Bahari, wurden von ihr in Auftrag gegeben. Sie gilt heute als einer der bedeutendsten Pharaos der Geschichte, trotzdem kennt man im Zweifel eher die tragisch geendete Kleopatra, so als wolle man immer wieder daran erinnern, dass Frauen, die zu viel wollen und sich »wie Männer« verhalten, zwangsläufig im Selbstmord enden. Man huldigt eher den gescheiterten Beispielen als den erfolgreichen. Vielleicht liegt diese Verschiebung der Aufmerksamkeit aber auch daran, dass Hatschepsut bis vor Kurzem selbst in der Wissenschaft misstrauisch beäugt wurde. Noch in den Fünfzigerjahren nannte ein Kurator des Metropolitan Museum in New York sie den »vilest type of usurpator«. Man bezichtigte sie, skrupellos, machtgeil und, klar, sexuell verdorben gewesen zu sein, einer der Gründe für diese Annahmen war die hier dargestellte Statue. Als man sie in den Zwanzigerjahren fand, war sie in fingergroße Stücke zertrümmert, zerschlagen und geschändet, was angesichts der göttlichen Position der Pharaonen einige Fragen aufwarf: Was hatte dieser Herrscher getan, um seine Nachkommen so zu verärgern? Und, wichtiger: Wer war dieser zerkleinerte Mann überhaupt? Nachdem man das Stück als Hatschepsut identifiziert hatte, erschien die Antwort klar: Sie war eine Frau und hatte sich einen männlichen Posten